Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 40 (1965)

Heft: 12

Rubrik: Vom Wohnen und Leben in der Genossenschaft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

vom wohnen und leben in der genossenschaft

Barbara

Spielzeug als Weihnachtsgeschenk

Spielzeug zu Weihnachten zu schenken, ist beliebt, aber es ist nicht unbedingt leicht, das Passende zu finden – trotz der Überfülle des Angebotes oder gerade wegen der Überfülle. Es kann vorkommen, daß man im Schaufenster etwas sieht, das man einfach glatt findet, das sich jedoch nachher in der Praxis des Alltags gar nicht bewährt oder sofort kaputt geht. So erging es letztes Jahr meinem Gatten, der ein riesiges rotes Feuerwehrauto aus Plastic mit sämtlichen Schikanen für unseren vierjährigen Enkel kaufte. Er strahlte, daß er dies so gut gekonnt, und die Freude unseres Enkels wie auch seines Vaters war groß. Am Heiligen Abend hörten wir durchs Telephon das Feuerwehrauto herumrasseln und tuten. Allgemeines Entzücken! Das Glück dauerte indessen nur kurz, da sein kleinerer Bruder es vom Tisch, auf den es nicht hingehörte, herunterwarf. Es war hin und mit ihm die 35 Franken, die es gekostet hatte. Das ist kein Drama, aber halt doch schade. Der Knabe war zu klein für ein derart kompliziertes und zerbrechliches Spielzeug. Später sagte mir meine Schwiegertochter, er habe von seinem Götti eine Wandtafel zum Zeichnen bekommen. Dazu ist er auch zu klein. Vierjährige Kinder kritzeln im allgemeinen. Immerhin verrostet die Wandtafel nicht und kann dann benützt werden, wenn er das Kindergartenalter erreicht haben wird.

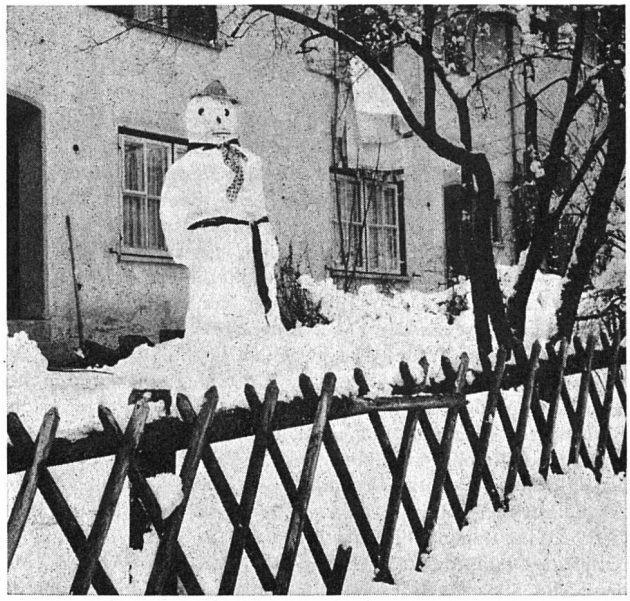
Spielzeug muß der Altersstufe sowie den Neigungen und dem häuslichen Rahmen des Kindes angepaßt sein. In der Adventszeit begebe ich mich regelmäßig auf eine Forschungsreise in Spielwarengeschäfte. Sie dient teils der Erheiterung meines Gemütes, teils der Belehrung über das Angebot. Manches, das ich da sehe, ist lustig und zugleich geeignet zum Spielen, bei manchem denke ich, es werde sich zu einer Strafaufgabe für die Mutter auswachsen. Immense Puppen mit schuderhaft schönen, aber auch heiklen Kleidern stehen neben überdimensionierten Teddybären und Affen. Weder noch möchte ich im Hause haben. Statt kleinen Waschzubern für die Bäbiwäsche werden elektrische Waschmaschinen, die vermittels Batterien laufen, zum Kaufe angeboten. Selbstverständlich wird die Puppenwäsche mit einem elektrischen Kinderbügeleisen geglättet. Ich habe es nicht gerne, wenn Kinder bereits Apparate an den Strom anschließen; denn es ist gefährlich. Es passiert Erwachsenen, daß sie vergessen, den Stecker herauszuziehen. Wieviel mehr wird es bei Kindern, die altersgemäß unerfahrener, sprunghafter und vergeßlicher sind, vorkommen? Also muß die Mutter immer ein wachsames Auge darauf haben, ob der Stecker des Bügeleisens, des Puppenkochherdes herausgezogen ist. Ich hatte in meiner Kindheit einen Kochherd mit zwei Spritflammen, die nur in Anwesenheit meiner Mutter angezündet werden durften. Der Sprit war hoch oben, unerreichbar für mich, versorgt, womit jegliche Brandgefahr eliminiert war. Stecker sind heutzutage jedem Kleinkinde zugänglich.

Viele Spielsachen sind nur auf kurze Sicht interessant. Im Moment lösen sie Freude aus, weil neu. Auf die Dauer langweilen sie, indem sie der Phantasie des Kindes keinen Stoff bieten. Autöli herumzuschieben mag für kleine Kinder unterhaltsam sein. Ein normalbegabtes zehnjähriges Kind wird den Autöli auf die Dauer nicht mehr viel abgewinnen können. Andere sind zu kompliziert in der Handhabung. Allpott müssen die Erwachsenen die Anleitung durchlesen, um selber zu begreifen, wie es weitergeht, was beschwerlich und verdrießlich ist. Oder sie enthalten Motörli, die, wenn unsorgfältig gehandhabt, sofort streiken. Das heutige Spielzeug ist eben vielfach technisiert, womit es die Technisierung der Welt der Erwachsenen nachahmt. Im Spielzeug ist die Welt der Erwachsenen immer schon nachgeahmt worden; denn das Spiel hat neben dem «Vertören», der Unterhaltung, den Sinn, das Kind auf sie vorzubereiten. Ob es grad nötig ist, daß im Kinderzimmer eine Raumfahrtrakete herumschwirrt, bezweifle ich. Glücklicherweise geht manch ein Spielzeug, das die Erwachsenen beim Herumschlendern im Geschäft oder beim Durchblättern der Weihnachtskataloge pfiffig und amüsant dünkte, ziemlich rasch den Weg alles Irdischen und wandert in den Küderkessel. Es ist zu hoffen, daß etwas übrig bleibt, das Hand und Fuß hat und mit dem sich das Kind auf längere Zeit intensiv zu beschäftigen vermag, und zwar möglichst allein. Im Gegensatz zu der heute propagierten Auffassung, es sei Sache der Mutter, mit den Kindern zu spielen, huldige ich der ketzerischen Meinung, Kinder sollten ent-

«Erst gehe ich hinein mit den Geschenken, dann kommt Hans mit den Rechnungen und du zuletzt mit dem Riechsalz.»

weder mit ihresgleichen oder allein spielen. Meine Mutter hat nie mit mir gespielt. Sie beaufsichtigte mich beim Spiel daheim, und damit hatte es sich. In alten Zeiten haben die Erwachsenen nicht mit den Kindern gespielt. Man gab ihnen einfache, handliche Spielsachen, die ganz früher selber angefertigt wurden, und beschränkte sich darauf, ihnen zu helfen, wenn sie damit nicht zu Gange kamen. Das scheint mir richtig zu sein, was nicht ausschließt, daß ich es begrüße, wenn Eltern mit dem Kinde ein Bilderbuch anschauen und ihm die Bilder erklären, wenn sie gelegentlich beim Spiele mitmachen und an einem regnerischen Wochenende mit den Kindern ein Regelspiel, wie Eile mit Weile, Halma usw., spielen, der Vater den Buben beim Meccano unterstützt und die Mutter mit ihrer kleinen Tochter krämerlet und bäbelet. Aber ich möchte dieses Mit- und Zusammenspielen nicht als eine grundsätzliche Verpflichtung der Eltern aufgefaßt wissen, wie man das jetzt mit einem ungeheuren Tamtam tut, sondern eher als Ausnahme, die als solche festlich empfunden wird, und als Belohnung für Wohlverhalten.
Und schenken wir nicht zu viel und zu teures Spielzeug. Ein Schaukelpferd mit Plüsch überzogen zu 100 Franken? Wozu? Um zu demonstrieren, daß man es hat und «vermag»? Würde nicht vielleicht ein Rößli aus Holz die gleiche Freude bereiten und bloß einen Viertel kosten? Muß es die teuerste Puppe, die teuerste elektrische Eisenbahn sein, damit unser Schatzeli in der Nachbarschaft herumblagieren kann? «Wer hoch angibt, hat mehr vom Leben!» sagt mein Ehemann mitunter im Scherz. Soll Weihnachten zu einem Fest des Hochangebens werden? Ich bin dagegen, und doch werde ich den Eindruck nicht los, daß es sich in der Richtung entwickelt. Eine Lehrerin äußerte sich bei mir, im Dezember sinke die schulische Leistung ihrer Klasse jeweils auf Null herunter. Sie hat Viertkläßler. Die Kinder gebärdeten sich hysterisch und seien unfähig, sich auf eine ernsthafte Arbeit zu konzentrieren. Wir haben uns seinerzeit auch sehr auf Weihnachten gefreut, aber wir gerieten nicht außer Rand und Band. Unsere Erwartungen bewegten sich in einem schlichteren Rahmen, und selbst Kinder reicher Eltern wurden nicht in dem Maße mit Gaben und Spielsachen überschüttet, wie dies jetzt in weiten Kreisen üblich ist. Wird Weihnachten vermehrt zu einem Tummelplatze der familiären Prestigepolitik? Es sieht so aus. Was resultiert daraus? Daß die Kinder vor lauter Fülle nicht mehr wissen, womit sie spielen sollen. Es ertönt die Frage: «Mama, was soll ich tun? Ich langweile mich.»

Der Winter pocht an die Tür



Vier Jahreszeiten hat das Jahr. Für 1965 hieß das – in chronologischer Reihenfolge – ein nichtexistenter Frühling, ein unfreundlicher, äußerst feuchter Sommer und ein relativ angenehmer Herbst. Und schon pochte der Winter mehrmals an die Tür. Bereits am 13. November fiel weitherum im Mittelland der erste Schnee.
Bis Mitte März herrschte dieses Jahr im Flachland ausgesprochenes Winterwetter, während der erste bedeutende Schneefall in den Niederungen auch letztes Jahr bereits im November registriert wurde. Dies bedeutete zum Beispiel für Zürich – und ähnlich war es im ganzen schweizerischen Mittelland – einen Winter von über 100 Tagen Dauer. In diesem Zeitraum zählte man 15 Regentage und 41 Tage mit Schneefall – eine außergewöhnliche Erscheinung, denn in einem durchschnittlichen Winter zählt man lediglich an fünf bis zehn Tagen Schneefälle. Die Schneedecke hätte denn auch – wenn nicht Sonne, Regen oder Föhn gelegentlich eingegriffen hätten – in Zürich eine Höhe von 164 cm erreicht.

Winter 1964/65 — eine teure Geschichte

Für Liegenschaftenbesitzer und besonders für Gemeinden und Städte war der letzte Winter eine teure Angelegenheit. Dies illustrieren einige Angaben über die Aufwendungen, die das Straßeninspektorat in Zürich machte, um einigermaßen Herr über den weißen Überfluß zu werden.
Für Salz und Splitt wurden nahezu 450 000 Franken aufgewendet. Die entsprechenden Lohnkosten beliefen sich auf 974 000 Franken, die Löhne der Schneeschaufler auf 80 000 Franken. Für Fuhrleistungen privater Unternehmer wurden rund 340 000 Franken ausgegeben. Die Gesamtkosten liegen knapp unter der Zweimillionengrenze.
Neben einigen hundert Tonnen Splitt wurden in Zürichs Straßen drei Millionen Kilogramm Salz gestreut. Das Resultat: schnelltrocknende Trottoirs und Straßen, wenig Glatteis, verhältnismäßig wenig Unfälle und einige hundert Kilogramm Rost an den Automobilen.
In vielen Städten und Dörfern, in Wohnsiedlungen und auf den Landstraßen wurden neuartige Schneeräumungsmaschinen, Streugeräte für Sand und Splitt und ähnliche Apparate eingesetzt. Sogar Schneeschmelzmaschinen kamen zur Anwendung.
Sowohl in Wohnsiedlungen wie auch auf öffentlichen Straßen waren die Frostschäden an den Straßenbelägen besonders schlimm. Die Beträge, die für die Ausbesserung dieser Schäden aufgewendet werden mußten, gingen in die Millionen.

Hoffen wir, daß der kommende Winter gnädiger ausfallen werde als sein Vorgänger. Immerhin – eingedenk der möglichen Perspektiven, die sich für die nächsten Wochen eröffnen, ist es nur von Vorteil, wenn jedermann gerüstet ist für den allfälligen Überfluß von Eis und Schnee.
Noch etwas ist der Erwähnung wert. Wenn wir frühmorgens die über Nacht gepfadeten Straßen benützen, wenn wir auf den von klirrendem Eis befreiten Trottoirs gehen oder aus der warmen Wohnung auf die sorgsam vom Schnee geräumten Fußpfade treten, dann ist es vielleicht angebracht, dankbar und anerkennend der Männer zu gedenken, die mit harter Arbeit dafür sorgen, uns den Winter etwas erträglicher zu machen – die Männer der Straßenämter, die Schneeschaufler und Chauffeure und nicht zuletzt die Abwarte unserer Wohnkolonien. *Bas-*

(Nebenstehende Aufnahme mit freundlicher Genehmigung der Rolba AG, Zürich.)

Dies und das vom Glas

Wie wäre unser Leben heute ohne Glas? Kaum auszudenken die Düsternis, die in jedem Hause herrschte, wo nach dem Muster unserer Vorfahren vielleicht etwas mattes Licht durch auf Rahmen gespannte Tierhäute eindringen würde. Kein Wunder, daß der Mensch schon in frühester Zeit nach einem durchsichtigen, festen Stoff Ausschau hielt, und ihn auch fand. Durch Zufall? Wir wissen es nicht. Die Anfänge des lichtvollen Glases liegen – paradox – im Dunkel. Man kennt den Erfinder nicht. Es ist nur eine Erzählung der mutmaßlichen Entdeckung des Glases von Plinius überliefert. Danach hätten phönizische Schiffer in der Nähe der Mündung des Belus auf sandiger Küste gelagert und – in Ermangelung von Steinen – Stücke natürlichen Sodas, das sie auf ihrem Schiff geladen hatten, zur Unterstützung der Kochgeschirre benützt. Nach dem Erlöschen der Feuer sollen sie aus Sand und Soda zusammengeschmolzenes Glas gefunden haben.
Wenn auch diese Geschichte allein aus chemischen und technischen Gründen den Nachweis für den Ursprung des festen Glases nicht glaubhaft machen kann, so wäre doch denkbar, daß auf solche oder ähnliche Weise einmal das glasklare, aber wasserlösliche Wasserglas entstanden ist, das bekanntlich durch Schmelzen von Soda und Glassand erzeugt werden kann. Der Gedanke lag sehr nahe, dieses Produkt so zu verbessern, daß es witterungsbeständig wurde. Früh schon muß dies gelungen sein, denn die älteste Glasperle, die man in einem ägyptischen Grab fand, stammt aus der Zeit um 3500 v. Chr., und ein Relief im Königsgrab von Beni Hassan zeigt schon Glasbläser in voller Tätigkeit. Auch dieser Fund dürfte gut 3700 Jahre alt sein.
Wohlfeil war das Glas in seinen Anfängen allerdings nicht, denn es wurde nur zu Schmuckstücken, kostbaren Vasen und kultischen Gefäßen verarbeitet. Wann das Glas die Tierblasen und -häute an den Fenstern ersetzte, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Vermutlich bürgerte es sich gegen das Ende des ersten Jahrtausends nach Christus in Norditalien ein, faßte aber erst in den nächsten 500 Jahren im übrigen Europa Fuß. In vielen Gegenden, wie etwa in Südfrankreich, war die Fensterscheibe noch im vorigen Jahrhundert ein Luxusartikel.
Die Grundstoffe für das gewöhnliche Gebrauchsglas sind Sand, Soda und Kalk, die in einer bestimmten Mischung in einem sogenannten Wannenofen bei etwas über 1500 Grad zu flüssigem Glas zerschmelzen. Die gewaltigen Öfen, die tonnenweise Glasmaterial aufnehmen, werden meist mit Gas geheizt. Sie arbeiten im Dauerbetrieb Tag und Nacht, bis sie, weil ausgebrannt, erneuert werden müssen. Auf der einen Seite wird ein solch langgestreckter Ofen in gewissen Zeitabständen mit dem pulverförmigen Gemenge beschickt, auf der andern kann das dickflüssige Glas entnommen werden.
Es liegt gar nicht soweit zurück, daß bei der Verarbeitung noch die sogenannte Pfeife, ein etwa 1,5 m langes Rohr, verwendet wurde, um selbst Massenartikel, wie Flaschen, mit Lungenkraft zu blasen. Ein mit dem Rohrende entnommener zähflüssiger Glasklumpen wurde so zu einem länglich hohlen Gebilde von Tropfenform geblasen und in diesem Zustand in eine der Länge nach teil- und schließbare Form gebracht, worauf durch nochmaliges Blasen, oder mit Hilfe von Preßluft, die genaue Flaschenform erreicht wurde. Eine besondere Behandlung erforderte das Ende des Flaschenhalses, so daß zum Beispiel ein Arbeiter in der Stunde wenig mehr als ein Dutzend Flaschen herstellen konnte. Heute sind moderne Maschinen imstande, in einem Tag 60 000 Flaschen oder 100 000 Einmachgläser zu produzieren. Fertig geformte Glasartikel bedürfen nun aber noch einer weitern Behandlung, bevor sie gebrauchsfertig sind: Sie müssen mehrere Stunden hindurch langsam abgekühlt werden.
Bei der fast unübersehbaren Vielfalt von Glassorten spielen oft kleinste Zusätze zu der Grundstoffmischung eine ausschlaggebende Rolle für das Aussehen und die Eigenschaften des erzeugten Glases. Weit über 25 000 Sorten sind schon bekannt und noch ist die Erforschung des Glases und seiner Verwendungsmöglichkeit nicht abgeschlossen. Dazu drei Beispiele: Es gibt kaum einen andern Werkstoff, der zerbrechlicher ist als Glas und doch ist es gelungen, eine Glassorte zu entwickeln, die den stolzen Namen «Panzerglas» nicht zu Unrecht trägt, hält es doch in einer Dicke von 12 mm ein Vollmantelgeschoß einer «ausgewachsenen» Pistole sicher ab, ohne dabei irgendwelchen Schaden zu nehmen. Wenn damit die Zerbrechlichkeit des Glases besiegt worden ist, so mit dem haarfeinen Glasfaden seine Sprödigkeit, denn aus dem weichen, biegsamen Faden lassen sich Tücher verarbeiten, die nicht brennen, die unempfindlich gegen Feuchtigkeit und Licht sind und denen Ungeziefer nichts anhaben kann. Und mit dem Plexiglas, einer Erfindung der neueren Zeit, ist ein glasartiger Werkstoff entwickelt worden mit vielen Eigenschaften des Eisens, denn er läßt sich sägen, bohren und fräsen und hat unzählige Verwendungsmöglichkeiten gefunden. Wohl sind seine Grundstoffe in der Hauptsache andere, aber er kann doch als bemerkenswerteste Weiterentwicklung des Glases angesehen werden, das in unseren Tagen zunehmende Bedeutung gewinnt. *E. R.*